

Verbundkatalog Kalliope

In: Pariser Tageblatt.

Ein wirklicher Vorläufer.

Mann, Klaus

?

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Sonntags - Beilage des Pariser Tageblattes

Ein wirklicher Vorläufer

— Von KLAUS MANN —

Wir wehren uns dagegen, wenn die Nazis Schiller, Nietzsche oder Stefan George als ihre geistigen Wegbereiter für sich in Anspruch nehmen; wir empfinden das Gewalttätige, Unerlaubte, ja Frevelhafte solchen Unterfangens. Gleichzeitig aber werden wir — die von Ekel und Entsetzen erfüllten Beobachter und die leidenden Opfer des deutschen Phänomens — die Frage nicht los: In welcher Gegend des inneren deutschen Lebens hat sich diese ungeheuerliche, historisch absolut beispiellose moralische und intellektuelle Verirrung vorbereitet?

Auf der Suche nach den giftigen Quellen, die den verheerenden Strom aus Blut und Dreck gespeist haben, stoße ich auf ein Buch, das, merkwürdigerweise, im Zusammenhang mit der deutschen Apokalypse nur selten genannt worden ist. Ich meine die berühmte Schrift Julius Langbeins, „Rembrandt als Erzieher“.

Man weiß, dass dieses Werk bei seinem Erscheinen, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, ein ungeheures Aufsehen gemacht hat, daß es seitdem immer wieder gepriesen und diskutiert wurde, immer wieder in Mode kam — am stärksten während des Krieges. Der Freund und Propagandist des „Rembrandtdeutschen“, Benedikt Momme Nissen, der die große Einleitung zur „autorisierten Neuauflage“ (72. bis 76. Auflage, Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig) geschrieben hat, darf feststellen, daß Langbeins Werk „vor, in und nach dem Weltkrieg“ das geistige Programm vieler „Volksbewegungen“ bedeutet hat. In der Tat haben sich zahlreiche reaktionäre Gruppen der Schlagworte des „Rembrandtdeutschen“ bedient. Diesem war es gelungen, das trübe und heftige Gemisch verschiedener, einander widersprechender, reaktionär-oppositioneller Stimmungen, die ganze Summe einer kleinbürgerlich-pathetischen Unzufriedenheit aufzufangen und zu verwerten. Er wurde getragen von diesen Stimmungen und hat sie seinerseits, durch die Wirkung, die sein Buch übte, wesentlich verstärkt. Der ganze Gefühlskomplex, aus dem heraus „Rembrandt als Erzieher“ geschrieben werden konnte, mündete schließlich in den Nationalsozialismus — wo er wiederum anderen, nicht einmal mehr schein-geistigen Tendenzen und Instinkten begegnete und sich mit ihnen vermischte.

Der Nationalsozialismus, als das absolut und essentiell Schlechte, hat von seinen Initiatoren immer nur die schlimmsten Züge und die verdorbensten Eigenschaften übernommen; für das Bessere und Höhere, was sie vielleicht zu bieten hatten, gab es bei ihm keine Verwendung. Verglichen mit der diabolischen Praxis des Hitler-Regimes gewinnt jeder „Vorläufer“ an geistiger Würde; ein jeder erscheint ernsthaft bemüht, uneigennützig und beinahe geistvoll — wenn man ihn nämlich neben die Götter und Rosenberg stellt.

Julius Langbein war ein anspruchsvoller und verwirrter Querkopf; jedoch sicher kein Schuft. Zum Naziführer hätte er sich also kaum geeignet. Er war auch kein Opportunist, starb vielmehr arm und übrigens als gläubiger Katholik. Diese Tatsache ist bedeutungsvoll und distanziert ihn von den Barbaren, mit denen er sonst näheres gemeinsam hat. Freilich ist der Katholizismus, zu dem

der Alternde sich leidenschaftlich bekannt hat, „als humanisierendes, legitim europäisches Element nicht spürbar in „Rembrandt als Erzieher“. Das Buch riecht nach Blut und Boden.

Besser als die Nazis ist jeder, auch Julius Langbein. Aber man lasse sich nicht täuschen durch sein höheres Bildungsniveau und durch seine persönliche Anständigkeit — die bei weitem noch keine geistige Anständigkeit bedeutet —! Er ist einer aus der höchst verhassten Familie. Die Lektüre des Vorwortes von Momme Nissen würde genügen, um es uns zu beweisen. In ihm wird uns Langbein vorgestellt als der „stammesstark nordische Geist“, der aufrüttelnd und reinigend „in die müde, mitteleuropäische Großstadtkultur“ tritt. Diesen Jargon kennen wir doch. Sehr vertraut wollen uns auch andere Züge annehmen, die Momme Nissen an seinem bewunderten Helden hervorhebt; zum Beispiel eine Abruptheit und Unzuverlässigkeit des Charakters, aus der sich der Verfasser des Vorwortes die grausame Undankbarkeit seines Propheten gegen Freunde und alte Helfer erklären möchte; das düsterhafte und wehleidige Erbsen-Pathos („Mehr als gekreuzigt kann man nicht werden“); die sexuelle Verdrängung, die uns als das „Vorbild männlicher Keuschheit“ gepriesen wird; schließlich die bedenkliche Nähe des Pathologischen: der Rembrandtdeutsche hatte einen Sonnenstich; es wird uns angedeutet, daß er sich zuweilen wunderbar benahm, seine Mutter übrigens starb in geistiger Umnachtung. Andererseits wird uns die „jugendliche Frische“ geradezu verlockend geschildert, die aus Langbeins „hoher, gerader, ausgesprochen nordgermanischer Gestalt, aus dem rötlichen, bartumrahnten Antlitz mit den schmelzvollen blauen Augen“ sprach. Wenn ich „schmelzvolle blaue Augen“ lese, weiß ich genug. Nun brauche ich mir die Photographie kaum noch anzusehen, die unser Buch zielt. Der „adelige Einzeltypus“ — wie Momme Nissen seinen Langbein nennt —, der Prophet, der die Sendung für sich in Anspruch nimmt, „den Deutschen mehr Charakter und große Gesinnung einzupflanzen“, ist ein eigensinniger, sentimental aggressiver, geistig unklarer alter Wandervogel.

Sein berühmtes Buch ist sehr schlecht geschrieben; nicht ganz so schlecht, wie ein anderes, zur Zeit in Deutschland noch berühmteres, aber immer noch miserabel genug. Langbein schreibt etwa: „Eine holländische Kunst im eigentlichen Sinne tritt erst auf nach der Begründung des holländischen Staatenbundes“, sagt der augenblicklich beste deutsche Kenner der ersten, Bode. Die infame Wendung „der ersten“ könnte vom deutschen Führer und Reichskanzler sein. Dergleichen ist schwer zu ertragen für einen, der Ohren hat, die deutsche Sprache zu hören. Man lasse sich indessen durch Entgleisungen dieser Art nicht abhalten von der Lektüre. Man schlage das Buch nicht zu, wenn man auf Stellen wie diese stößt: „Letzterer ist eben ein Holländer vom Scheitel bis zur Sohle“ (Es ist von Rembrandt die Rede). „Was er war, wurde er durch seine niederdeutsche und holländische Persönlichkeit.“ Man lese trotz alledem weiter. Es lohnt sich. [Es lohnt sich, hinter allen Absurditäten,

Plattheiten und Widersprüchen des Buches seinen eigentlichen Sinn, den Gehalt seiner ethisch-politischen Forderung festzustellen. Was will Langbein? Deutschland abtrennen von Europa; den deutschen Menschen enteuropäisieren; ihn der Zivilisation entfremden; und ihn auf diese Entfremdung noch stolz machen. Denn der kleinbürgerliche Prophet hat die Zivilisation; er haßt den Westen und verabscheut das, was er verächtlich „Rationalismus“ nennt und nicht müde wird, anzuprangern. Wo immer er es zu finden meint — sei es bei Voltaire, sei es bei Friedrich dem Großen oder bei Lessing. Die Erneuerung der deutschen Nation will er nicht als die Rückkehr zum „alten Preußengeist“, den er ablehnt (in diesem Punkte unterscheidet er sich von seinen modernen Nachfolgern; ich bin aber davon überzeugt: er würde sich, wenn er heute lebte, mit ihnen wegen einer solchen Nuance nicht veranzeln haben); das heilige Prinzip, an dem unser Volk zu genesen hat, ist vielmehr: „der niederländische Mutterboden“. Ihm entstammt Rembrandt, der von Langbein recht willkürlicher Weise dazu aussersehen ist, als Kronzeuge und Aushängeschild einer konfusen und reaktionären Ideologie zu dienen. „Der deutsche Geist“, heißt es, „der so häufig kosmopolitisch in die Fremde schweifte, wird nun, im Zeichen Rembrandts, sein Meisterstück zu leisten haben, indem er zu sich selbst zurückkehrt.“

Ein Künstler also als der Schutzheiliger der großen „Reform, zu deutsch Rückbildung“ (sic!) —; es könnte fast pazifistisch wirken. Aber nicht doch; natürlich ist es anders gemeint. Denn: „Zu der ursprünglich künstlerischen Anlage des Deutschen gesellt sich eine ursprünglich kriegerische.“ Und: „Krieger und Künstler gehen den gleichen Weg.“ Und weiter: „Die Erziehung des deutschen Volkes durch Rembrandt steht keineswegs im Widerspruch mit seiner kriegerischen Entwicklungsperiode.“ „Ein sieghaft Volk, das allen Völkern ein Schrecken ist“; so will Langbein seine zur saftig-strotzenden Muttererde heimgekehrten Deutschen.

Welches andere, benachbarte Volk vor allem in Schrecken versetzt werden soll durch das erwachte deutsche, wird klar, wenn man gewisse phantastische Stellen über Frankreich liest. Langbein hat auf Frankreich ist ahnungslos und naiv. Wäre es nicht so jammervoll und so sehr gefährlich, man müßte lachen über Sätze wie diese: „Man hat von einem „Gott der Deutschen“ gesprochen; es gibt auch einen „Teufel der Deutschen“; er wohnt im modernen Paris und kehrt gerne in Berlin ein... Er heißt Plebejertum.“ Oder: „Paris ist die Stadt der Demimonde und der zügellosen Demokratie; hier gesellt sich dem sittlichen der politische Krankheitsfall hinzu. Gerade diese beiden Faktoren sind dem deutschen Volke in seiner innersten Seele verhaßt; trotzdem, daß es gelegentlich mit ihnen kokettierte und kokettiert.“ — „Deutsche Lieder sind mehr wert als französische Liederlichkeit“, ist die Schlusspointe eines Kapitels, das gegen Zola und den „Zolaismus“ polemisiert.

Man ich weiter zitieren? Kennt man ihn — erkennt man ihn nicht schon, den

Besuch bei Karel Capek

Prag, Ende Januar.

Die „Lidove Noviny“ sind unbestritten das Blatt des anspruchsvollen tschechoslowakischen Publikums. Ihre Redaktion vereinigt eine Anzahl der besten und interessantesten Schriftsteller und Politiker der Republik. Dabei ist das Verlagshaus in der Nationalstrasse alles andere als pompös. Ein schmales Gebäude mit schmalen Treppen. Die Korridore atmen puritanische Schlichtheit und die Redaktionsräume sind klar und schmucklos wie Klosterzellen. An den Türen hängen Zettel, mit einem Reissnagel angepinnt, und mit Bleistift geschrieben. Darauf stehen die Namen der Lesenden. Immer mehrere in einem Zimmer. Und auf einem solchen Papierfetzen steht z. B. Josef Capek, Karel Capek, Frantisek Langer. Also eine richtige Dichterbude.

Karel Capek ist gerade allein „zu Hause“. Er ist von den Autoren der jungen Republik wohl der international am stärksten durchgesetzte. Nicht nur seine aufschlußreichen und tiefgründigen „Gespräche mit Masaryk“ haben das vollbracht, sondern auch vor allem seine Dramatik. Das Roboter-Drama „Wur“ und „Das Leben der Insekten“ gehören zu den meistgespielten Bühnenwerken überhaupt. Und sein letzter Bucherfolg „Pascenka“, die Geschichte eines putzigen Hundes, ist, namentlich auch in den angelsächsischen Ländern ein riesiger Erfolg geworden.

Wenn Capek auf der Redaktion ist, kommt er immer schwer zum Arbeiten. Vor mir verfallen nacheinander ein Rumäne, eine Französin und ein Deutscher das Zimmer, alle drei Zeitungsleute, alle drei ihre Notizbücher mit frischen Interviews in der Tasche verstaubend.

„Ich beschäftige mich augenblicklich mit dem Umbau meines Hauses“, meint Capek lachend. „Sie können sich gar nicht denken, wie interessant das ist, so ein Bau, und wie man erst in solchen Fällen eine Beziehung zu der Schönheit des Handwerks bekommt.“

Der Dichter ist bekanntlich seit kurzer Zeit mit der Prager Schauspielerin und Dramatikerin Olga Scheinpflugova verheiratet und sein frisches offenes Gesicht strahlt beim Gedanken an die Unterredungen mit den Handwerkern. Wer weiß, ob da nicht ein interessantes und lustiges Buch herauskommt bei diesem „Zusammenleben als „Abfallprodukt“.

Aber Capek spricht von seinem neuen Werk, das demnächst erscheint und sich

„Krieg mit Molchen“ betitelt. Es ist eine Zeitsatire und enthält in der Hauptsache eine Kritik des Chauvinismus.

Als die Rede darauf kommt, dass er und Werfel vielleicht als tschechoslowakische Bewerber um den Nobelpreis in Frage kämen, wehrt er ernsthaft und bescheiden ab und wischt diesen Gedanken für sich mit einer Handbewegung fort. „Aber“, meint er, „ich wüßte schon einen. Wenn es gelänge, dass der heimatlose Thomas Mann tschechoslowakischer Staatsbürger würde, dann hätten wir einen feinen Nobelpreisträger.“ Von dieser vornehmer theoretisch-aphoristischen Gedankenfeste führt das Gespräch über Capeks Bemühungen um die französische Literatur (von ihm stammt die schönste tschechische Übersetzung französischer Lyrik und ein Apollinaire-Buch) zu dem interessanten Vortrag, den der Wiener tschechoslowakische Gesandte Fierlinger kürzlich in dem Prager Klub „Přítomnost“ gehalten hat. Fierlinger hat darin eine Art Donauemischen umrissen und die gemeinsame Vergangenheit der Angehörigen der Staaten im Donauraum als typbildend gewertet.

„Es ist schon etwas daran“, meint Capek, „als ich in Italien war und das Jesuitenbarock sah, als ich dann das sizilianische Barock sah, kam es mir sehr bekannt vor. Und auf Reisen in Spanien, Belgien und Holland kam mir auch dort das Barock immer wieder bekannt vor. Es war unser Barock, war das Barock der Alpenländer, war habsburgisch. Gewiss, Habsburg war überall eine fremde Macht, aber stark genug, um gewisse gemeinsame Grundlagen zu schaffen. Das empfand man deutlich in den Ländern, die einmal historisch zueinander gehört hatten, etwas Gemeinsames bleibt eben von jeder gemeinsamen Geschichte.“ Die Zukunft der Völker sieht Capek im Regionalismus. Wie regional ist England, wie regional Frankreich und doch wie einig. Auch Europa wird nur gut fahren, wenn es möglichst viele kleine Staaten haben wird. Grosse Staaten sind unbequem, kleine Staaten bilden ihre eigenen Kulturen, schaffen sich ein echtes, weil lokal bedingtes Nationalbewusstsein und sind nicht angreifbar. Wie weit sie zweckhaft in grosse Staatenbünde zusammengeschlossen werden, steht auf einem anderen Blatt. Das echte Lokal- und Heimatgefühl aber ist heute wahrhaft nur möglich im historisch und kulturell einheitlichen traditionellen Raum.

„Ehre“ — wobei uns der Ehrbegriff des deutschen Offiziers als der absolut beispielhafte genannt wird —; bis zum Kult der Idealgestalten „Bauer“, „Held“ und „Aristokrat“.

Es ist alles da, und es hat alles gewirkt. Heute beherrschen Leitartikel und Feuilletonchef jeder gleichgeschalteten Zeitung im Schlaf den Jargon, mit dem der geheimnisvolle Anonymus, der „Rembrandtdeutsche“, vor Jahrzehnten Aufsehen gemacht hat. — Der Erfolg des Buches „Rembrandt als Erzieher“ war ein frühes Krankheitsymptom.

Die Griechen hatten eine Kultur aus Marmor, die Deutschen sollten eine solche aus Granit haben. Das Land, in dem Sätze wie dieser für „tief“ gehalten werden konnten, bekam weder eine Kultur aus Marmor noch „eine solche“ aus Granit, sondern den Nationalsozialismus. (1934)